

# Unbedingtheit der Satire

*Der Anschlag auf «Charlie Hebdo» ist ein Anschlag auf unseren Individualismus und unsere Würde. Wir sind in unserer Identität, im Herzen, getroffen. Deshalb fühlt es sich so an wie 9/11. Von Ulrich Haltern*

Der brutale Anschlag auf «Charlie Hebdo» hinterlässt ein Gefühl, das man noch vom 11. September 2001 kennt: neben der Wut, der Hilflosigkeit und der Verletzlichkeit die Ahnung, dass man irgendwie selber betroffen ist. Diese Ahnung trügt nicht.

Es ist kein Zufall, dass «Charlie Hebdo» als Satirezeitschrift zum wiederholten Mal das Anschlagziel wurde. Satire ist respektlos, aggressiv, autoritätsaversiv und mutig. Sie sucht sich nicht ohne Grund häufig die Institutionen und Inhalte der Religionen als Ziel ihres Spotts aus. In ihrer Unbedingtheit ist Satire nicht nur der Auslöser des Karikaturenstreits gewesen, sondern auch dasjenige Medium, das sich gegen die Bedrohung der Meinungsfreiheit durch islamistische Gewalt am kompromisslosesten zur Wehr gesetzt hat, gerade durch den Abdruck von Mohammed-Karikaturen.

In Europa verstehen wir das Politische als Gespräch. Wir haben von der Vorstellung Abschied genommen, dass hinter dem Wort eine unaussprechliche Metaphysik, ein Arkanum politischer Identität steckt, das über Homogenität, Einheitlichkeit, politische Körper und mystische Einheit funktioniert. Das Gespräch hat die Magie ersetzt: Diskurs, Diskussion, Rede, Wort und Text besetzen die zuvor unzugängliche Stelle des «corpus mysticum». Wer den Zugang zum Kollektiv will, muss ihn über den Text suchen: Wir bezeichnen uns als Verfassungspatrioten.

Der Staat ist Stimme, nicht Körper. Eine genauere Formulierung müsste hier den Plural setzen: Stimmen. Texte sind auslegungsfähig und -bedürftig, Auslegungen sind neue Texte und wiederum auslegungsfähig und -bedürftig. Es werden Interpretationsgemeinschaften freigesetzt, die miteinander in Wettbewerb stehen.

Hier liegt der Kern unseres Begriffs des Politischen: Wir schützen diese Kakophonie, die das Politische erst hervorbringt, durch die Meinungsfreiheit. Als politische Gemeinschaft existieren wir erst im Gespräch. Unsere politische Identität ist aufgehoben im Wort: Wir sind, wer wir sind, weil wir sprechen, schreiben, zeichnen, kommunizieren und streiten.

Natürlich ist dies ungeheuer voraussetzungsvoll, denn die Einheit wird nicht durch Einheitlichkeit, sondern Vielstimmigkeit generiert. Wir sind kein einheitlicher Körper, sondern ein durch Regeln dirigiertes polyphones Konzert einzelner Stimmen. Viel weiter kann Individualisierung nicht voranschreiten; wir haben sogar in Teilen das Verständnis für starke Kollektive verloren. Diese Reibung zwischen kollektiv geglaubter Autorität und individualistischer Rationalität setzt Energien frei, die sich auch pathologisch entladen.

Satire – die mit der Individualisierung in der Neuzeit ihre Blüte erreichte – ist der Inbegriff unseres individualistischen Verständnisses von Po-

litik, Staat und uns selbst. Sie ist meinungsfreudig, ergreift Partei, nennt nicht immer gute Gründe und reizt bis zur Geschmacklosigkeit die Freiheit der Meinungsäußerung aus. Sie wechselt ihre Meinung, ist subjektiv, ungerecht und manchmal verletzend. Sie verspottet kollektive Überzeugungen, vor allem dann, wenn sie tief verankert sind.

Gerade Kollektiven fällt es schwer, dies hinzunehmen, wie man an den immergleichen Reaktionen von Religionsgruppen studieren kann. Aber genau dies verstehen wir auch als Fortschritt. Die alten Bedeutungen des Staates, in der der Einzelne sich seine Zwecke von der politischen Gemeinschaft vorschreiben liess, sind ersetzt durch die neuen Bedeutungen individueller Würde, die im Politischen als Meinung galvanisieren.

Die ersten Reaktionen sind Entsetzen und Abscheu. Sie werden in Zeiten von Pegida bald temperiert werden durch die richtige Mahnung, gewalttätigen Islamismus nicht mit Islam gleichzusetzen; das Recht wird die Täter als Mörder, also als Kriminelle, verfolgen. Das individualisierende Strafrecht aber wird nicht in der Lage sein, die existenzielle Dimension dieses Anschlags abzubilden. Individuelle Pathologien und ihre Kriminalisierung spielen eine Rolle, loten aber nicht das Universum politischer Vorstellungsräume aus, bei denen es um Identität und Imaginationen von Feindschaft geht.

Der Anschlag auf «Charlie Hebdo» ist ein Anschlag auf unseren Individualismus und unsere Würde. Nicht «Charlie Hebdo» ist das Ziel, nicht Satire, nicht einmal Meinungsfreiheit und Demokratie. Das Ziel ist unsere gesamte politische Imagination, unser Verständnis von uns selbst. Wir sind in unserer Identität, im Herzen, getroffen. Deshalb fühlt es sich so an wie 9/11. Wir sind tatsächlich «Charlie Hebdo», jeder Einzelne von uns.

.....  
**Ulrich Haltern** ist Professor für Europa- und Völkerrecht an der Albrecht-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau.